

Es gibt keine Wale in der Stadt

Ritual

Auf ein langes Leben
spekulierend
bringst du dich um
dich selbst –
einmal, täglich oder
grundsätzlich?

Vor dem Gedächtnis

für Klaus M.

Ich öffne den Kühlschrank morgens –

und ich bin freudig überrascht, wenn er gefüllt ist, auch wenn er leer ist, nehme ich das zur Kenntnis. Noch weiss ich nichts vom Gestern, weiss nicht, wie es im Innern zuletzt ausgesehen hat. Schau nur, greife nach nichts, setze aber die Kaffeemaschine in Gang, weil ich das immer tue, neugierig auch, wie Kaffee heute schmeckt, wie der Tag beginnt.

Später die Butter aufs Brot, wenns geht

Reflexzonen

Einszwei zieht sie mir die Socken aus – ein Geburtstagsgeschenk sei das; lass dich mal richtig verwöhnen, du alter Knabe.

Mir wird warm ums Herz, aber nicht doch, sie sei ein gutes Stück schon weiter oben; schliess die Augen, wirst schon sehn.

Dann nimmt sie den grossen Zeh zur Hand; das ist dein Kopf, schön locker bleiben, gleich, mein Lieber, verlierst du den Verstand.

Es gibt keine Wale in der Stadt

Stehe am Flussufer und horche auf,
solch ein Stöhnen hab ich noch nie gehört.
Da scheuert ein Wal am Grund,
sieht mich und schreit aus Leibeskräften.
Ich ziehe Jacke, Schuhe, Hose aus,
der Wind dreht sich, und ich höre
das Sirren des Gelenkbusses, wie er
sich oben durch den Kreisel zwängt.

Noch ein Klagelied

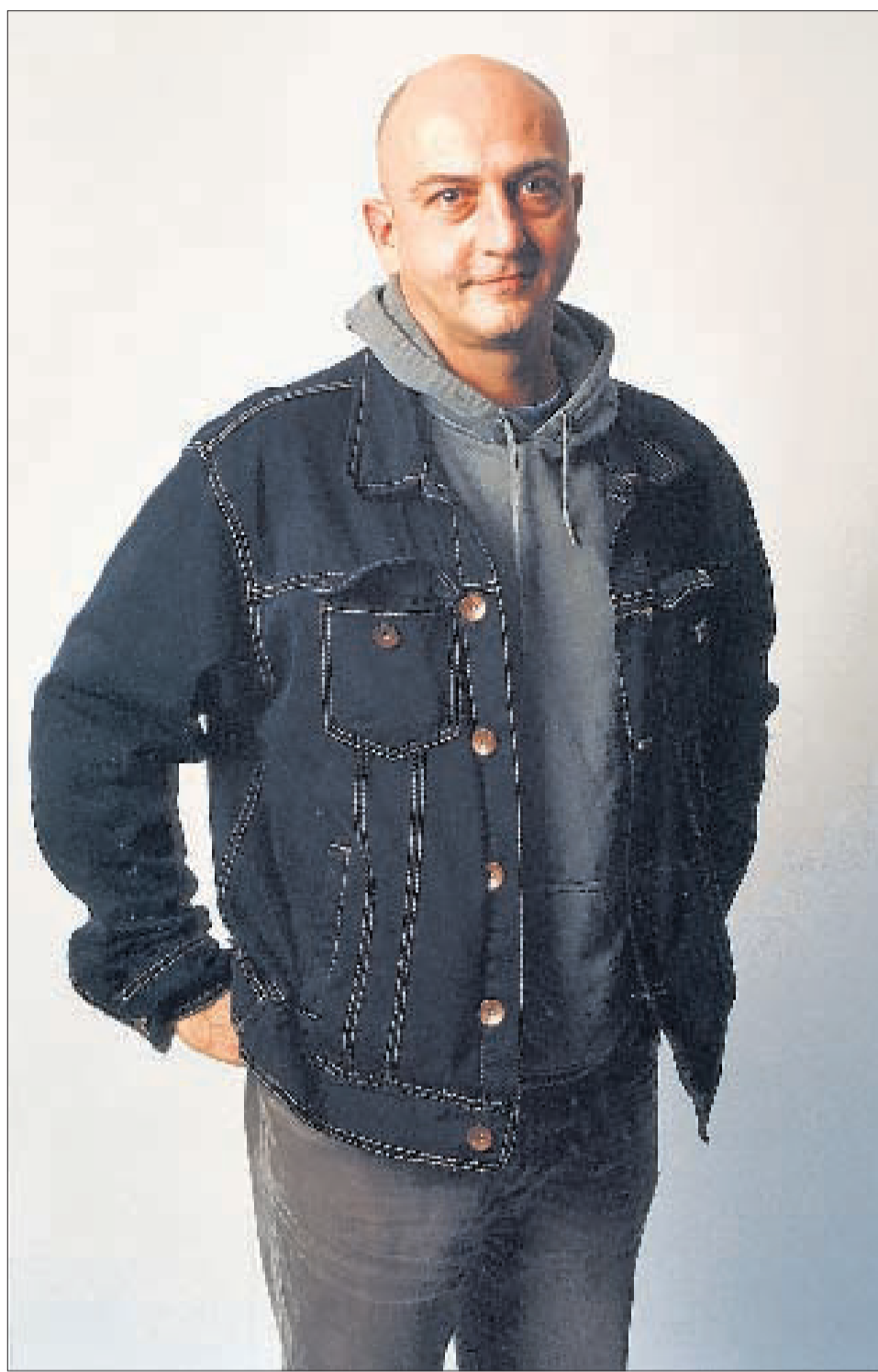
Ich schreibe auf einen Zettel,

dass ich nicht einverstanden bin mit dieser Welt,
nicht weil ich nicht verstanden hab, nichts der
Nichtigkeiten, beklage mich grundlegend, weil
sich nichts hält, und schon gar kein Wort, alles
zerfällt, worauf auch immer mein Schatten fällt.

So verzettle ich mich weiter.

MARKUS BUNDI

lebt in Baden und ist unter den Aargauer Schreibern längst kein Unbekannter mehr. Neben Lyrik schreibt der vielseitige Autor auch Prosa, Theaterstücke und Literaturkritiken. Seine präzise aufgesetzten Gedichte erzählen Geschichten, geben Stimmungen wieder, berichten von Unerhörtem, lassen Einsichten aufblitzen, äussern grundlegend Kritik an einer fragilen Welt und erheben Klage über die Flüchtigkeit der Wörter. (SF)



meerverlängerung

das meer
wird weniger
als ein wort

die ohren
salzmuscheln
der erinnerung

trostwellen
wiegen
den atem noch

und
länger
als es nötig wäre

halte ich mich
in diesen
blauen tälern auf

die lichtuhr

eingedunkelt
bleibt stehen

eine kerze
auf den windweg getragen
wirft den stunden
schatten nach

vorüber
brennt ein wort

im mond rund
wächst es zu mir hin
sucht hinter meiner herzhaut
ein winziges land

der silbenstreuer
lichtlos leicht
ein traumgewandter

duckt sich
vor dem nächsten

und bläst die flamme aus

habe ich dich
mit meinem
schweigen
unterbrochen

durchzug der sprache

die dünne haut
an der küste
hat durst

unter schmalem himmel
suchen kommalichter
im schlaf das nächste wort

mietfarben im traum
feldblumenweite zeit
lichtföhren im schattenwind

meine mohnblumenroten füsse
brennen richtung sonne
und erwachen im meer

singend möchten
sie unters wasser ziehen
und grün trinken

der falke

die nachtsamen
aus dem windnest
streuen sich aus

herzfalten
in denen ich liege
brennen einwärts

du lichthäutiger falke
bote zweier welten
komm
flügle das fenster
mondseitengewandt
und öffne mein wort

nähe mit ihm
der nacht
ein neues sternbild an



DORIS GAUTSCHI

lebt in Brugg und ist vom Kuratorium erstmals für ihre durchdachte Textkunst ausgezeichnet worden. Mit ihren interpunktionslosen Sätzen, radikal kleingeschrieben, und eigenwillig angeordneten Versen zeichnet sie schöne Sprachkörper aufs Papier, die dem empfindsamen Leser geistige Denkräume eröffnen. Die Autorin experimentiert spielerisch mit Vers und Wort, Ausdruck und Klang, Bild und Geste. (SF)

Literaargau

Unveröffentlichte Texte
von Autorinnen und Autoren
aus dem Aargau

„Literaargau“ ist ein Projekt des Aargauer Kuratoriums, der Aargauer Zeitung und des Zofinger Tagblatts. Es stellt der Leserschaft unveröffentlichte Arbeiten von Aargauer Literaturschaffenden vor, ermöglicht ihr quasi Einblick in die Schreibwerkstatt.

In loser Folge erscheinen an dieser Stelle im Foyer-Bund literarische Texte. Die Texte werden ergänzt mit einem Porträt, dessen fotografischer Teil Barbara Davatz im Auftrag des Aargauer Kuratoriums realisiert.



Der Irre Strobel erklärt den «Heiligen Sankt Fahrplan»

ERNST STREBEL

Am folgenden Tag arbeitete Konrad auf der Abteilung der Unruhigen. Als er mit den Wärtern Weber und Hunziker und ein paar Insassen einen Spaziergang durch den Park machte, sah er, wie Strobel ihnen von weitem folgte und, wenn Konrad zurückblickte, verstohlen auf ein gefaltetes Stück Packpapier zeigte und Konrad fragend anschaute. Konrad nickte, wandte sich aber sofort wieder Seppi zu, dem Mongoloiden, der an seiner Hand ging.

Vor dem Verteilen des Nachtessens blieb ihm wie an den anderen Tagen etwas Zeit. Er ging nicht auf sein Zimmer, sondern zu der Stelle, wo Strobel mit ihm am Vortag auf den Bahnhof Brugg hinübergeschaut hatte. Strobel kam ihm mit langen Schritten entgegen.

«So, Konrad, hast du meinen Hl. Sankt Fahrplan studiert?»

«Ja, aber ich bin nicht so recht drausgekommen.»

«Du musst nicht drauskommen, reinkommen musst du, komm, ich erklär dir. Aber nicht hier, da könnten uns die Minimatoren sehen.» Er packte Konrad am Oberarm und zog ihn hinter den Stamm einer mächtigen Kastanie.

«Die Minimatoren?»

«Das erklär ich dir ein ander Mal, unterbrich mich jetzt nicht, sonst verlier ich alle Anschlüsse und büsse – siehst du, Abfahrt ist da oben am Bahnhof von Aarau über den Aarauer-Aas-Auen – aua!, wenn du da abglatschst, pflatschst du ab und vermorastest ganz, in den Aarauer-Aas-Auen schaut kein Draussen rein, kein Hier hinaus, kein Dort herüber, kein Vorn nach hinten, da hinderts dich, nach dem Hintern zu horchen, aarsch-auen-grau ists innen und drinnen, da hilft dir kein Spinnen kein Sinnen kommst nie mehr von hinten, musst in Aarau veraasen...»

Konrad, dem Aarau in den drei Jahren Gymnasium das Tor zur Welt geworden war, wollte etwas einwenden.

«Kein Aber, Konrad, sonst bleibst du in den Aberauen und ich verliere den Anschluss. Also, Abfahrt ist da oben in Aarau, acht ab acht, nach der Nacht, wies Jesse gedacht, und dann fahren wir hier nach Königsfelden, Ankunft 13.08, grad als die Diabolika Königin Agnes alle im Blut ersäuft, die dem Spinnerkönig Kunz die Maschinen anzündet haben, die Achsen und

Der 56-jährige Kölliker **Ernst Strobel** führt uns zum Auftakt der neuen Serie «Literaargau» an einen wohlbekannteren Aargauer Schauplatz; in seiner – unveröffentlichten – Novelle «Schwarzschildende Platane» verbindet der Autor geschickt Geschichte und Fiktion: Im Jahre 1893 – dies der Ausgangspunkt – versucht ein alter Dichter, Conrad Ferdinand Meyer, in der Heil- und Pflegeanstalt Königsfelden, dem Kantonsschüler Konrad, der in den Sommerferien als Hilfswärter arbeitet, eine (letzte) Novelle zu erzählen. Darin geht es um das – historisch verbürgte – Schicksal des Arztes Dr. Rainer Ernst, der seine junge geistesranke Gattin mit Morphium von ihrem Leiden erlöst und sich selbst ein paar Monate später umgebracht hat.

Diese spannend erzählte tragische Liebesgeschichte verknüpft Strobel mit einem Porträt des berühmten Poeten, bettet beides ein in eine sozialkritische Darstellung des damaligen Alltags innerhalb und ausserhalb der Klinik mit einer Vielzahl skurriler und trister Patientenschicksale. Einer von ihnen ist der irre Strobel, der vom Urbahnhof träumt und dem «Heiligen Sankt Fahrplan» auf der Spur ist.

Wer Ernst Strebels Roman «Das Kursbuch des Fahrtenschreibers» (Limmat-Verlag, 2000) kennt, wird selbstironische Bezüge mühelos erkennen. Was wir lesen, sind Aufzeichnungen von Konrad, die dieser im Karzer verfasst.

Das Aargauer Kuratorium hat Ernst Strobel in der Literatur-Jurierung 2007 einen Beitrag von 25000 Franken zugesprochen.

(HUP)

DIE ÜBERGABEFIEIER des Aargauer Kuratoriums für alle Beiträge ans kulturelle Schaffen findet heute Samstag, 20. Oktober, um 15 Uhr im Badener Nordportal statt.

die Naben, aber da, siehst du, da steht der Heilige Einsiedler Sankt Strobel auf und redet dem gottlosen Weib ins Gewissen, entreisst ihr das Ruhekitzen und pflanzt die Strobelstaude und weissagt «Wenn die Strobelstaude nicht mehr steht, das Kloster auch zugrunde geht», und also geschah es anno 1528, aber das Oberteufelsweib hat mir das nie verziehen, hat das Kloster in ein Irrenhaus verwandelt und mich da in den Trakt der Ruhigen gesperrt, und manchen Fabrikler mit mir, und da muss ich schmachten und harren, bis ich in die Heilige Sankt Eisenbahn hineinerlöst werde und zusammen mit dem Heiligen Sankt Lätitius in den Welturbahnhof einfahren kann – aber wann? wann? – der Fahrplan ist noch nicht geheiligt, und gross ist die Gefahr, dass ein gewaltiger Spalt das Aarebett aufreisst und die Reuss abklatscht über den Weltstrand hinab in den Aaretaler-Aas-

Auen-Klaffen – wir dürfen uns, bei unserm Seelenheil, nicht drein vergaffen, wir müssen weiter, siehst du, da, wir müssen da nach Kilchberg, da wartet der alte Dichter im Spätboot unter der schwarzschildenden Kastanie auf uns und fährt mit uns nach Rätien, Ankunft im achten Jahrhundert, acht ab acht, und da nimmt der Dichter die Schwester in den Arm und die verruchte Richterin, der Diabolika Agnes Komplizin, kanns nicht wehren, denn da kommt zusammen, was zusammengehört, oh meine liebste Schwester Sankta Magdala, dann bist auch du für immer da, denn da wird sein der Heilige Sankt Lätitius, der das Verlorene ortet und das Versteckte aufdeckt und das Auseinandergerissene zusammenfügt, da, da...»

Strobel sprach nicht weiter und blickte an Konrad vorbei. Der schaute unsicher zu ihm auf, dann zeigte er auf den Plan:

«Sind das da Bahnarbeiterinnen?»

«Bahnarbeiterinnen? Weichenengel sind das, schau doch, wie schöne lange Haare die haben, mit denen sie die Züge in die richtige Richtung locken, und die da, mit den schönen Brüsten, das sind Signalybellen...»

«Warum sind die gefesselt?»

«Das könnte dir die schöne Adelheid erklären, die hat ja nur gefesselte Märtyrerinnen gezeichnet – wenn du schon am Fragen bist, schau, das hier ist ein Stellwerkkardinal, der achtet darauf, dass die Züge ins richtige Jahrhundert einfahren, und die prächtigen Muskelmänner da, das sind die Prellbockpries-

ter, die verhindern, dass die Züge über den Weltenrand hinunterfahren, und hier, die mit den roten Mützen, das sind die Barrierenbischöfe, die halten die Mimimatoren von den Heiligen Eisensträngen fern.»

«Und da im Zentrum, wo alle Schienenstränge in Spiralen hinführen?»

«Da wäre der Welturbahnhof – aber das erklär ich dir ein ander Mal, jetzt will ich in den Keller gehn, ich hab heut wieder im Garten gearbeitet und bekomme eine Flasche Brugger Bräu!»

Strobel drehte sich, ohne zu grüssen, von Konrad ab und ging mit langen, schnellen Schritten Richtung Küche.

Konrad blieb mit dem grossen Stück Packpapier stehen, hielt es wie eine topografische Karte vor sich hin und schaute noch eine Weile auf das Gewimmel von Leibern und Schienen und Wagen und Lokomotiven. Da kam Doktor Borchert auf ihn zu und fragte ihn, ob er eine Reise zum Welturbahnhof plane. Konrad lächelte unsicher, schüttelte den Kopf und fragte, weshalb denn Herr Strobel hier in der Anstalt lebe, und der Assistenzarzt gab ihm, während sie einen Rundgang durch den Park machten, Auskunft.

Abends, im Zimmer, setzte Konrad sich ans Tischchen am offenen Fenster, schaute zuerst lange in die Linde hinauf und schrieb dann:

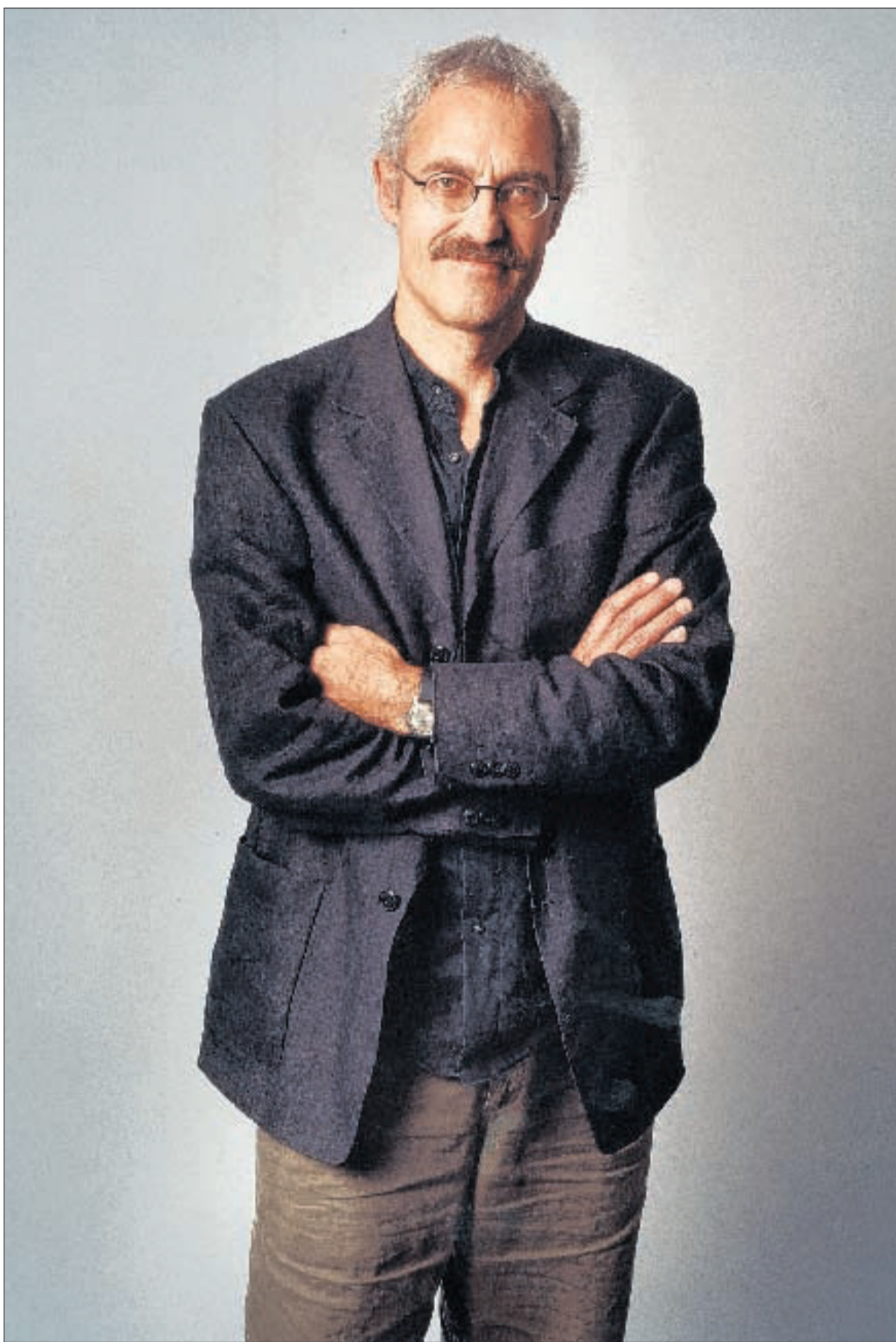
Anamnese von Theo Strobel: Mutter Fabrikarbeiterin in den Spinnereien von Kunz. Mit fünfzehn schwanger mit Theo. Vater wahrscheinlich «Spinnerkönig» Kunz. Gibt einem seiner

Arbeiter, einem der vielen Trinker, ein «Sümmchen», und der ehelicht die Schwangere. Jedes Jahr ein Kind. Mit fünf wird Theo verdingt zu Onkel, der auch Fabrikler ist und Bauerngütchen hat. Theo muss hart arbeiten, wird regelmässig geschlagen, fehlt oft in der Schule, liest, wann immer er kann, gilt als Eigenbrötler, spricht kaum mit andern Knaben. Der Pfarrer, zu dem er in die Unterweisung geht, setzt sich für ihn ein, gibt ihm Bücher. Theo verliebt sich in Tochter des Pfarrers; sie erwidert Zuneigung. Als der Pfarrer merkt, dass da nicht nur Bücher ausgetauscht werden, schickt er die Tochter ins Welschland. Erster Schub von Theo: Klettert auf die Brugger Eisenbahnbrücke, die gerade gebaut wird, klammert sich an Eisenträger und schreit: «S'gheit aues usenand.» Wird mit Gewalt von Brücke geholt. Einlieferung in Anstalt. Besserung. Arbeitet in Zuckermühle Ruppertswil. Stiefvater und Mutter sterben kurz nacheinander. Theo zieht mit zwanzig zu den Geschwistern in die Wohnung in den Windischern Kosthäusern. Arbeitet auch bei Kunz. Sorgt, zusammen mit seiner Schwester Magdalena, mit Hingebung für die acht Geschwister, von denen die drei grösseren, zwölf bis vierzehnjährig, schon bei Kunz arbeiten. Theo wird offener, hört keine Stimmen mehr. Verhältnis mit seiner Schwester Magdala. Wird von ihm schwanger. Andere Kosthüsler verprügeln Theo, er wird mit schweren Verletzungen, u. a. am Kopf, in die Heil- und Pflegeanstalt eingeliefert.

Schwester geht hochschwanger unter Zug. Theo seither hier, leide an Spaltungsirrsinn und am Morbus sacer und meine, er müsse mit einem Heiligen Sankt Fahrplan die Welt vor dem Auseinanderfallen bewahren.

Doktor Borchert fand es natürlich, dass Theo und Magdalena sich ineinander verliebten. Die beiden hätten sich während über fünfzehn Jahre kaum gesehen, seine Schwester sei für Theo eine junge Frau gewesen, die er kaum kannte. Theo habe ihr abends vorgelesen, sie seien sich wohl gleichsam auf der Flucht vor den engen Verhältnissen begegnet – wie in all den Kunz-Wohnungen mussten sie zu zwölf in den zwei Zimmern mit Küche und Stube leben, denn sie hatten noch zwei Fabrikler einquartiert. Und berührt seien beide nie worden, es sei denn, wenn sie geschlagen wurden, er vom Onkel, sie vom besoffenen Vater. Die Spinnerei da unten habe einiges zu tun mit der «Spinnerei» da oben, sagte Doktor Borchert, aufgebracht, wie mir schien, der grösste Teil der Insassen hier oben seien ja Fabrikler. Kollege Scherzinger, der ein Jahr bei einem Doktor Freud in Wien gearbeitet habe, sehe das zwar etwas anders, und für Patienten wie den alten Dichter seien ja die neuen Theorien interessant. Aber er könne nicht umhin, von da oben, vom Känzeli beim Pfarrhaus, hinunterzusehen zur Reuss und zu den Spinnereien. Pfarrer Pauli teile übrigens seine Blickrichtung.

Ernst Strobel Schwarzschildende Platane (Entwurf).



BARBARA DAVATZ

Literaargau

Unveröffentlichte Texte von Autorinnen und Autoren aus dem Aargau

«Literaargau» ist ein Projekt des Aargauer Kuratoriums, der Aargauer Zeitung und des Zofinger Tagblatts. Es stellt der Leserschaft unveröffentlichte Arbeiten von Aargauer Literaturschaffenden vor, ermöglicht ihr quasi Einblicke in die Schreibwerkstatt.

In loser Folge erscheinen an dieser Stelle im Foyer-Bund literarische Texte. Die Texte werden ergänzt mit einem Porträt, dessen fotografischen Teil Barbara Davatz im Auftrag des Aargauer Kuratoriums für «Literaargau» realisiert.



Der Recke – Exposition einer Kriminalie

JOEL LASZLO

VORSPIEL

Er drehte mit spitzen Fingern an seinem Schnurrbärtchen und war von der Zierde seiner Überzeitlichkeit gänzlich betört. Das Rückgrat steil in den Himmel gereckt stolzierte er durch das Trommel-und-Bass-Gewummser des Samstagnacht-Etablissements und tat in der Mitte des von grellen Lichtern durchfluteten Saales einen mächtigen Sprung in die Lüfte, wobei er elegant die Fersen zusammenschlug und mit peitschender Falsetto-Stimme einen befremdlich klingenden Kampfprud skandierte.

Ein mit Ekstase-Pillen gesättigter Neuzeit-Lümmel in unsäglichem Turn-Pantoffeln sah ihn aus dümmlich geweiteten Pupillen an und lachte wie eine Kuh.

Der Recke von Ehedem, wie er sich selbst nannte, landete sanft und einen zierlichen Knicks beschreibend auf der Erde, ging, das Oberlippenhaar ein letztes Mal wirbelnd, auf den Neuzeit-Lümmel zu und küsste ihn mit einer blitzartigen Bewegung seitlich mit dem Schnurrbärtchen auf die Wange.

Des Lümmels Pupillen weiteten sich augenblicklich um ein krankhaftes Weiteres, wobei das Schwarz der Augen beinahe verschwand. Sekundenbruchteile darauf fiel er wie ein Sack zu Boden, zuckte und produzierte Schaum, der sich unscheinbar an seinen Mundwinkeln kräuselte.

Der Recke glättete seinen Gehrock. Der Lümmel, seine Spasmen und die weissen Schaumkrönchen an seinen Mundwinkeln fielen nicht weiter auf. Spasmen regierten die Bewegungen im Saal und nur der Recke hob sich ab vor diesem Hintergrund, wie er geraden Rückens und mit bedächtiger Zielstrebigkeit zum Ausgang schritt. Bevor er in die Winternacht zurückkehrte, drehte er sich noch einmal um, beschaute mit einem kurzatmigen Lächeln die Szenerie, strich mit finalem Gestus über die Klinge seiner Oberlippe und – entschwand.

1. KAPITEL

In der Neuzeit-Wachtmeisterei gaben sich die Schutzmänner Kuscheleien der Selbstversicherung hin, kratzten sich wechselseitig am Hoden der Konsternation.

«Sapristi!», tönte es von allen Seiten.

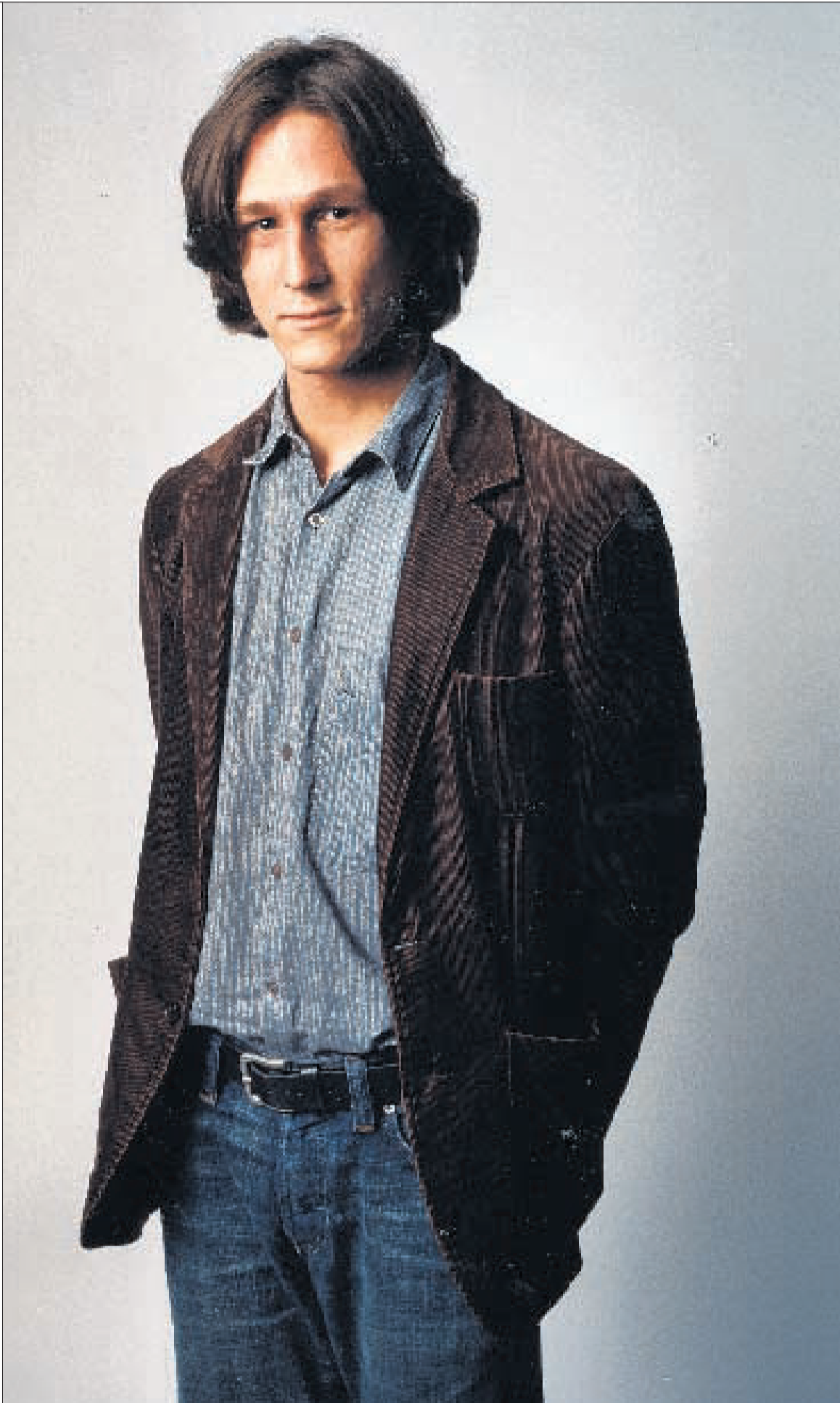
«Donnerwetter, ein gewagtes Stück!»

«Die Zeichen der Zeit – wir müssen sie erkennen, Brüder...»

Insgesamt war man überfordert. Die Wachtmeisterei war die staatliche Instanz, der man vor Urzeiten die Aufgabe übertragen hatte, der Aufrechterhaltung von Ordnung und Rechtsschaffenheit Sorge zu tragen.

BAROCKER FABULIERER

Der 1982 geborene, in Basel studierende Unterentfelder Joël László hat die Literaturjury 2007 des Aargauer Kuratoriums mit dem Entwurf einer historischen Erzählung von überbordender Fantasie und grossem sprachlichem Eigenwillen verblüfft; für die weitere Entwicklung einer schon sehr souveränen Prosa wurde ihm ein Beitrag von 15000 Franken ans künstlerische Schaffen zugesprochen. Für «Literaargau» präsentiert der verschmitzte Jungautor jetzt den Beginn einer skurrilen Erzählung in Kriminalgeschichtenlänge, wiederum in ironisch historisierender Tonlage: Nach einem schwer durchschaubaren Mord in einem Tanzlokal scheinen die Kombinationsfähigkeiten der ermittelnden «Wachtmeisterei» rasch überfordert. So gerät vielerlei in Bewegung, doch keiner blickt durch. Es handelt sich, wie Joël László verrät, um eine «Kriminalie der Innenräume, der Binnenatmosphären, die sich trotz der Aussenwelt erwehren, der Belagerungsmentalitäten, welche Realität als Nebelfeld betrachten – ein Text der Rückzüge, Fluchten – in Schenken, Stuben, warme Gefühle, Arien, Operetten, versichernde Emotionen». Solche Sätze und der Textauszug zeugen vom träfen Witz und mitunter ungestümen Sprachtemperament des jungen Verfassers, der die dürre Wirklichkeit dieser Tage barock fabulierend zu durchbrechen oder zu überhöhen sich anschickt – ein vielleicht riskantes, doch fraglos vielversprechendes Vorhaben. Joël László ist übrigens zur Schreibwerkstatt 2008 für Nachwuchsautoren der Jürgen-Ponto-Stiftung eingeladen. (HUP)



BARBARA DAVATZ

Über Jahrhunderte hinweg hatte die Wachtmeisterei ihre Zwecke mit beeindruckendem Erfolg und meisterhaftem Geschick verfolgt und Knüppel und Schrot gezielt zum Gemeinwohl eingesetzt. In den letzten Jahrzehnten aber hatten sich Verschiebungen ergeben im Gang der Dinge auf der Erdoberfläche. Die Wachtmeisterei, diesen Verschiebungen unterworfen wie alle anderen menschlichen Einrichtungen auch, hatte es nicht verstanden, die Zeichen zur Gänze zu enträtseln, sodass sie sich mehr und mehr zu einer Institution entwickelte, welche der Neuzeit mit einer gewissen Verständnislosigkeit gegenüberstand.

Das Zentralkommando hatte sich ins Turmzimmer im Westflügel der Wachtmeisterei zurückgezogen und besprach die nächsten Schritte.

«Sehr verborgen, die Zeichen dünken mich sehr verborgen, Donnerwetter!», raunte Schutzmann Sandmüller und fuchtelte mysteriös in der Luft.

«In der Tat – Nebula in den Tälern, höchst nebulös», sagte nachdenklich der Massgebliche Ermittlungswachtmeister Rührig. «Ich weiss nicht, ich

weiss durchaus nicht...»

Die Undurchschaubarkeit des Falles verlieh seiner Stimme eine gewisse Feuchtigkeit. In bemüht festem Ton wandte er sich an Schutzmann Schenker: «Was in Gottes Namen hat die Wangen-Autopsie ergeben?»

«Die Wangen-Autopsie, Herr Ermittlungswachtmeister, ist in der Tat in höchstem Masse – »

«Nebulös?»

«Jawohl – nebulös, Herr Ermittlungswachtmeister, sehr genau! – Ein Stich, Herr Ermittlungswachtmeister, klein, kleiner, kaum ausmachbar! Ein Stich und: ein Gift!»

«Was denn für ein Gift nun wieder, Schenker?», versetzte weinerlich Rührig.

«Pötz Blitz, Ermittlungswachtmeister, Pötz Blitz kann ich nur sagen! Ein sehr entferntes, ein gleichsam entrücktes Gift!»

Ermittlungswachtmeister Rührig und Schutzmann Sandmüller horchten auf, und Schenker führte aus: «Unser Schutzmann-Doktor Feichel brütete mit seiner Mannschaft die ganze Nacht hindurch über dem Problem – Sie hätten seine Augen sehen müssen, meine Herren, so sehr gerötet, der arme Kerl! –, jedoch, es gelang im Ende unter höchstem

Einsatz und dank einer Eildepesche an einen renommierten Gelehrten, der an der Universität Chisinau osteuropäische und zentralasiatische Giftkunde unterrichtet und der ein alter Studienkollegus Feichels ist, in einem Wort: das Gift endlich zu bestimmen...»

Ermittlungswachtmeister Rührig raunte:

«Sapristi!»

«Sapristi, fürwahr, und das Resultat – nicht minder! Hören Sie genau, Herr Ermittlungswachtmeister: Ein gleichsam unmögliches, gleichsam nicht existentes Gift, das einem Tier zugehört, das wiederum in den entsprechenden Fachkreisen als nahezu ausgestorben gilt, und wenn noch einige wenige Exemplare dieses Tieres durch die Luft fliegen, dann nur an einem quasi aufs Unmöglichste entlegenen Orte!»

«Heilige Mutter Gottes», seufzte Rührig: «Die Mythologie holt uns ein...»

«Es ist nicht auszuschliessen, Herr Ermittlungswachtmeister», sagte Schenker bedeutungsreich.

«Sprechen Sie schon», versetzte Sandmüller ungeduldig, «wo fliegt das Ding?»

«Nun, meine Herren: Am Ober-

lauf des Terek-Tales, und zwar ausschliesslich im Terek-Tal und nirgendwo anders als am Oberlauf...»

«Und wo ist dieses vermaledeite Terek-Tal?»

«In Georgien, und entsprechend stammt das Gift vom Stachel einer bloss dort ansässigen, winzigen Schmeissfliege – der gemeinen grusinischen Gebirgsschmeissfliege nämlich –, die entgegen dem allgemeinen Trend ihrer Gattung höchst giftig zuzustechen weiss.»

Ermittlungswachtmeister Rührig war sichtlich erschlagen von diesen Ausführungen. Er rieb sich die Augen und war dem Schluchzen nahe. Schutzmann Sandmüller nahm ihn mit kameradschaftlicher Zärtlichkeit in die Arme, strich ihm durchs Haar.

«Was sollen wir bloss tun?», fragte Schenker ratlos.

Rührig indes hatte einen Entschluss gefasst und mit wieder gänzlich sicherer Stimme befahl er Sandmüller:

«Los: Legen Sie den Schwanensee auf, die Ouvertüre!»

«Eine grandiose Idee, Chef!», sangen die beiden Subalternen im Chor und machten sich sogleich an die Arbeit. Sandmüller zauberte in der Opern-Abtei-

Literaargau

Inveröffentlichte Texte von Autorinnen und Autoren aus dem Aargau

«Literaargau ist ein Projekt der Aargauer Kuratoriums, der Aargauer Zeitung und des Zofinger Tagblatts. Es stellt der Leserschaft unveröffentlichte Arbeiten von Aargauer Literaturschaffenden vor, ermöglicht ihr quasi Einblick in die Schreibwerkstatt.

In loser Folge erscheinen an dieser Stelle im Foyer-Bund literarische Texte. Die Texte werden ergänzt mit einem Porträt, dessen fotografischer Teil Barbara Davatz im Auftrag des Aargauer Kuratoriums realisiert.



Brecht - Canetti fiktiv, Berlin, 2. August 1932

- Grüss Gott.
- Guten Tag.
- Die Massen wachsen, Herr Brecht; gestern Abend hat mich Panik ergriffen, ich bin froh über meinen österreichischen Pass. Sie werden uns hinwegspülen.
- Nein, Herr Canetti, mit den Massen wachsen unsre Chancen. Ich vertraue auf die nächsten Wahlen; sie werden die Wahrheit an den Tag bringen.
- Sie überschätzen Ihre Chancen und Ihre Macht, Herr Brecht; letztere erschöpft sich im Gehorsam. Diese Massen werden Sie über kurz oder lang aus dem Lande jagen oder ins Konzentrationslager stecken.
- Ich beobachte ihren Führer, Herr Canetti. Seine primitive Botschaft und sein brünstiges Geschrei locken einige hunderttausend Unzufriedene auf die Strasse. Und basta.
- Einige Millionen, wollen Sie sagen, und die Strassen sind hier in Berlin, wo die Politik gemacht wird. Haben Sie «Mein Kampf» gelesen, Herr Brecht? Ich versichere Sie, es ist die Botschaft. Sie hat seit Jahren Meuten mobilisiert; jetzt setzt sie Massen in Bewegung. Das Unheimliche ist, dass etliche Punkte in diesem Mischmasch von Hass und Irrwitz wunde Punkte sind.
- Sie haben zuviel Phantasie, Herr Canetti. Was nicht Hand und Fuss und innere Schlüssigkeit hat wie der Kommunismus, wird niemals Massen bewegen.
- Und ich bin der Meinung, Herr Brecht, dass der Mensch zu wenig Phantasie hat, um sich über den Moment einer gewissen Wunscherfüllung und Selbstbestätigung hinaus vorzustellen, worauf er sich einlässt.
- Wir sind durchorganisiert, Herr Canetti, in ständigem Kontakt mit der Moskauer Komintern-Zentrale, wir erwarten die letzten Direktiven, uns führt die Weitsicht Stalins.
- Ach, Ihr Gehorsam, Herr Brecht. Weitsicht nennen Sie das? Es ist vorsichtiger machtpolitischer Kalkül. Stalin wird zu spät kommen, die Krakeeler werden Sie von den Strassen fegen, denn auch sie sind hervorragend organisiert, - und ihre Zentrale ist hier. Hier. Auch ihnen geht es um Macht, ihr Sultan kennt keine Hemmungen. Und welcher Art würde Stalins Hilfe sein? Haben Sie von den Straflagern in Russland gehört?
- Verleumdungen des kapitalistischen Auslands! Es sind wirtschaftlich hochproduktive, für die Gesellschaft wie den betroffenen einzelnen wohlthätige Umerziehungseinrichtungen. So reinigt sich ein gesunder Orga-

Ernst Halter hat sich in seinen beiden letzten Büchern zeitlich und räumlich verortet: Im ersten wird die bewusst erlebte Kindheit von 1939 bis 1950 dichterisch aufgearbeitet, im zweiten die genaue Registrierung des Landschaftswandels im Freiamt vorgenommen. Die Dokumentierung des 20. Jahrhunderts im neuen Romanprojekt ist also eine logische Folge. Ernst Halter wagt den Versuch, sich mit einer der finstersten aller Epochen auseinanderzusetzen, deren Signatur Folter, Krieg und Gewalt war. In sieben grossen Kapiteln werden die Brüche, Katastrophen und Wandlungen in Politik und Gesellschaft dieses Jahrhunderts aufgezeichnet. Konzipiert ist das Werk als Montage, so fiktional wie real, wobei die Schnitte zwischen Wirklichkeit und Erfindung meist an Stellen verlaufen, die nur dem Schreibenden bekannt sind. Im vorliegenden Text reden in einem fiktiven Gespräch am 2. August 1932 der Kommunist Bertolt Brecht und der Wiener Jude Elias Canetti über das Phänomen der Massen, über Führertum, Klassenbewusstsein, Tod und die Ursachen des Wahlsieges der NSDAP anlässlich der Reichstagswahl vom 31. Juli 1932 und die möglichen Folgen. Ernst Halter, der heute seinen 70. Geburtstag feiern kann, ist für sein dichterisches Œuvre mit mehreren Preisen ausgezeichnet worden, im Jahr 2000 mit dem bedeutenden Aargauer Literaturpreis. Im Februar 2009 wird unter dem Titel «Jahrhundertsschnee. Versuch einer Revision» sein Opus magnum erscheinen. (SF)

nismus. Ich hoffe, Sie seien nicht ein heimlicher Anhänger Hitlers.

- Sie belieben zu scherzen, Herr Brecht. Wie könnte ich als Jude dies sein? Es wäre meine Vernichtung. Lesen Sie das Buch. Und wohlthätig scheinen die Straflager nur den vorsätzlich Blinden. Glauben Sie im Ernst, vor den Lagern gefeilt zu sein? Ironie und Aufsässigkeit sind schlechte Ratgeber in Stalins Reich. Es kursieren Zahlen von Ermordeten auf Solowki und am Weissmerkanal. Wollen Sie sie wissen?

- Lieber Canetti, nein. Suppen werden weniger heiss gegessen als gekocht.

- Lieber Brecht, dies ist keine Suppe, es ist die Paranoia des kleinen Mannes hier und des grossen Mannes dort, beide werden sich vollfressen. Ich werde dannzumal dieses Land verlassen haben.

- Warum schliessen Sie sich nicht uns an, Herr Canetti? Mit Ihrer gnadenlosen Intelligenz, Ihrer messerscharfen Schreibe und Ihrer Rücksichtslosigkeit beim Verfolgen einer Konsequenz bis in die äussersten Verästelungen und Möglichkeiten wären Sie ein Gewinn für unsre Partei. Die Partei kann denken, und Sie können mitdenken.

- Drum, Herr Brecht, weil mitdenken mir gnädig erlaubt würde, werde ich niemals Partei sein. Mich beschäftigt der einzelne Mensch, der mit seinem Tod alleinsteht und ihm mit allen Mitteln zu enttrinnen sucht. Mein persönlicher Kampf gegen den Tod ist nicht ein Kampf für eine Ideologie.

- Aber der Tod ist doch eine Ba-

nalität, Herr Canetti. Wir müssen hier auf Erden eine bessere Welt errichten. Dazu brauchen wir zündende Ideen.

- Der Tod ist keine Banalität, Herr Brecht, sondern das absolute Skandalon. Daher gibt es keine Ideologie, die mir nicht zuwider wäre, auch die kommunistische. Ideologie ist immer Zwang. Der Idealismus vergisst, dass Menschen nicht gedrechselte Holzpuppen von Oskar Schlemmer, sondern lebendig sind. Die Zeit der Scholastik ist vorbei, Herr Brecht.

- Sie tun mir leid, Canetti. Meine Stücke zeigen, dass der Mensch erst ganz Mensch und lebendig sein kann, wenn die grössere Gemeinschaft, nennen Sie sie, wie Sie wollen, ihm seine Freiheit und volle Entfaltungsmöglichkeit gewährleistet.

- Das Theater ist nicht die Welt, Herr Brecht, es ist eine Behauptung. Und ich zweifle, dass Sie mich bemitleiden. Ist mir und meinesgleichen in Ihrem marxistischen Heim doch ein exakt nummeriertes Kämmerchen angewiesen: bei denen, die hegelsch gesprochen vernichtet werden müssen, bevor der Kommunismus seine ganze segensreiche Wirkung entfalten kann; mit «vernichtet» meine ich nicht unbedingt hingerichtet oder ins Straflager verschickt wie die Kulaken, sondern - dank der bereits erfolgten Synthese - aufgehoben, unnötig geworden, überholt, zur besseren Einsicht gebracht. Ich passe in kein System, Herr Brecht.
- Ihr schrankenloser Individualismus und Subjektivismus ärgern mich, Herr Canetti. Bin ich

vielleicht das System? Man muss flexibel sein. Ich werde mit Kälte, List und Tücke meine künstlerische Freiheit zu wahren wissen. Unserer muss schwimmen können!

- Wie unheimlich mir dies klingt, Herr Brecht, «Kälte, List und Tücke». Soll das ein guter Mensch sein? Wenn Ihr Kommunismus das wäre, wofür er sich ausgibt, eine unendlich perfekte Gemeinschaft von Erkennenden und das Gute aufrichtig Suchenden, dann sollte ein Schwimmkurs unnötig sein.

- Ach Herr Canetti, Sie gehören zu den Unersättlichen, die den Lachs, kaum gefangen, bereits pochert auf dem Teller haben wollen. Die Einführung des Kommunismus wird ein schwieriger, von Rückfällen und gewissen notwendigen, auch juristischen Massnahmen begleiteter Prozess sein. Ohne Kälte, List und Tücke wird's nicht abgehen. Es braucht die Anstrengung, den positiven Willen und den Einsatz aller im Dienst an allen.

- Brecht, Sie gehören trotz Ihrer Kaltschnäuzigkeit zu den Erlösungsbedürftigen, die ohne Paradiesgärtlein offenbar nicht leben können. Ich lehne jedes, selbst ein auf letztlich platonischen Staatsideen fussendes System a priori ab. Herr Brecht, ich werde nie im Namen der Massen sprechen, ich werde sie nie herumkommandieren noch ihrem Willen, wenn sie denn einen haben, Folge leisten. Ich analysiere. Und ich verabscheue jegliche «Massnahme», auch die Ihrige;
- Das ist doch nur ein Lehrstück, weil die Massen Führer brau-

chen, Herr Canetti, aber es müssen die richtigen sein, die in glassener Weitsicht das Mögliche möglich machen. Und sie haben Taten nötig, um selbst historisch wirksam zu werden.

- Ich kann nur für mich einstecken, Herr Brecht. In mir drin wie um mich herum finde ich die Massen hinreichend gegenwärtig. Taten, sagen Sie? Untaten, sage ich. Somit werde ich über meine Person und durch ihre Augen über die Untaten der Massen schreiben. Das genügt. Und Sie werden es möglicherweise noch erleben, dass ich recht habe.

- Wir wirken im Dienst der Massen. Wir müssen am Klassenbewusstsein des Mannes von der Strasse arbeiten, Canetti. Und warum eigentlich müssen Juden immer recht haben?

- Interessant. Und Sie?

- Wir haben recht.

- Ach so. Demnach wären auch Sie Jude. Drum Ihr Agitprop... Mach ich nicht. Ich lasse mich nicht in Dienst stellen. Es gibt kein Klassenbewusstsein. Der Sultan allerdings, so mein Eindruck, arbeitet in Ihrer Richtung weit wirkungsvoller an einem Rassenbewusstsein, so dass in zwei, drei Jahren, vermute ich, wir beide, Sie wegen Ihres Klassenbewusstseins, ich wegen meiner Rasse, nicht mehr in diesem Land weilen werden. Ich werde nach England exilieren, Sie wohl eher zu Ihren Klassen-genossen in die Sowjetunion.

- Canetti, Sie machen mich melancholisch und wütend. Es sind Defaitisten wie Sie, welche die Krakeeler an die Macht putzen. Nur die materielle Aktion kann es bringen, Materie, wel-

che Materie anschiebt und in Bewegung setzt. Doch ich wiederhole mich. Im übrigen ziehe ich die USA vor.

- Tatsächlich, Herr Brecht? Was ist's mit Stalins Weitsicht und seinen wohlthätigen Umerziehungsinstitutionen? Nun, Ihre Sache. Nein, wir Juden müssen durchaus nicht recht haben. Wir haben nur gelernt, vorausschauend zu leben und unsren Einflussmöglichkeiten zu misstrauen. Und in der Tat, Herr Brecht, Ihre Partei - verboht und Komintern-verseucht, wie sie ist - hat seit zwölf Jahren daran gearbeitet, die Republik der Sozialisten in Deutschland kaputtzumachen - und hat damit das bewirkt, was Sie mir als sogenanntem Defaitisten anlasten.

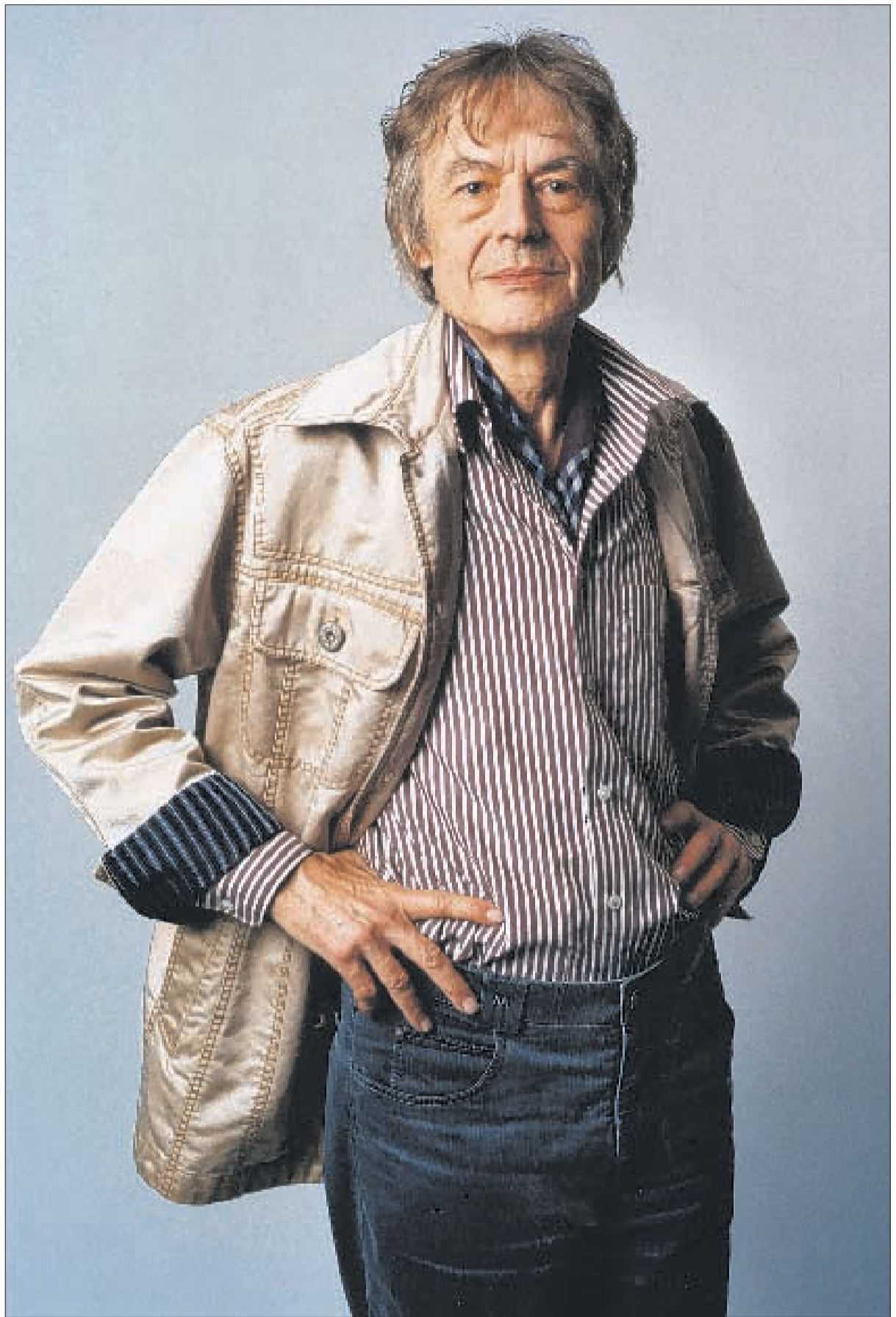
- Sie wollen mich verhöhnen. Der Kommunist soll dem Nazi zur Macht verholphen haben?
- Hat er, planmässig, weil er die Macht wollte.
- Herr Canetti, seien Sie vorsichtig. Sie hören noch von mir.
- Schön wär's, wenn wir beide überlebten und voneinander hörten, Brecht.
- Ich würd's wünschen, Canetti, doch welche Massnahmen dannzumal die Partei, Sie und Ihresgleichen betreffend, beschliessen wird, vermag ich nicht zu sagen.

- Es interessiert mich auch nicht, Herr Brecht, da ich es längst weiss. Wir Juden sind es gewohnt, auf der Flucht vor «Massnahmen» zu leben. Auf Wiedersehen im Exil, Herr Brecht, sicher nicht im Sowjet-Paradies.

- Mahlzeit.

- Mit Gott. Gepfeffert und gesal-

zen.



Literaargau

Unveröffentlichte Texte
von Autorinnen und Autoren
aus dem Aargau

«Literaargau» ist ein Projekt des Aargauer Kuratoriums und der Aargauer Zeitung und des Zofinger Tagblattes. Es stellt der Leserschaft unveröffentlichte Arbeiten von Aargauer Schriftstellerinnen und Schriftstellern vor, ermöglicht ihr quasi einen Blick in die Schreibwerkstatt. In loser Folge erscheinen an dieser Stelle im Foyer-Bund literarische Texte.

Die Texte werden ergänzt mit einem Porträt, dessen fotografischen Teil Barbara Davatz im Auftrag des Aargauer Kuratoriums für «Literaargau» realisiert.



Vom Hängen im Netz

oder *The postman always rings twice.*
Eine Rekapitulation

KLAUS MERZ

1948 hat George Orwell unseren Eltern mit seiner Zukunftsvision «1984» den Teufel an die Wand gemalt: Die totale Überwachung und Unterdrückung durch eine äussere Macht, das war sein Thema: «Big brother is watching you!», hiess das Menekel. – Dass wir eines Tages frisch, fromm, fröhlich, frei (und freiwillig) selber «Big Brother» watschen würden, das hätte sich George Orwell wohl nicht vorstellen mögen. Aldous Huxley, der seine «Schöne neue Welt» bereits 1932 publiziert hatte, hingegen schon. Huxley rechnete in seiner Vision von einer zukünftigen Welt damit, dass die Menschen anfangen, ihre Unterdrückung zu lieben und ihre Technologien anzubeten.

Orwell fürchtete diejenigen, die Bücher verbieten. Huxley befürchtete, dass es eines Tages keinen Grund mehr geben könnte, Bücher zu verbieten, weil keiner mehr da ist, der Bücher wirklich lesen will.

Orwell fürchtete die, die uns Informationen vorenthalten. Huxley fürchtete jene, die uns mit Informationen so gnadenlos überhäufen, dass wir uns davor nur noch in Passivität, peinliche Tändeleien und Selbstbespiegelung retten können.

Und während Orwell befürchtete, dass die Wahrheit vor uns verheimlicht werde, befürchtete Huxley, dass die Wahrheit eines Tages in einem unüberblickbaren Meer von Belanglosigkeiten sang- und klanglos untergehen werde.

In «1984» werden die Menschen kontrolliert, indem man ihnen Schmerz zufügt. In «Schöne neue Welt» werden sie dadurch gefügig gemacht, dass man sie zu immer neuen Vergnügungen und Ablenkungen verführt.

Auf diese «historischen» Gegenüberstellungen bin ich neulich wieder gestossen, als ich im Netz nach einer kurzen Information über den Film «The Postman Always Rings Twice» suchte – und dabei an Postman, dem 2003 verstorbenen amerikanischen Kulturkritiker und seinen Grundthesen hängen blieb. Er hatte sie seinem legendären Buch «Wir amüsieren uns zu Tode» von 1985 vorangestellt. Und siehe da, sie kamen mir in ihrem Kern überhaupt nicht veraltet vor. Auch wenn er damals natürlich noch nicht mit Bestimmtheit hatte voraussagen können, dass neben Huxleys «Global-Player-Vision» auch Orwells Schreckensszenario der totalen

Überwachung von uns «Freiheitsverfechtern» ganz spielerisch und im Schwick Besitz ergreifen würde. – Ja, in welch bodenloser Arglosigkeit wir heute auf Schritt und Tritt unsere Datenpuren hinter uns herschleifen, das hätte sich noch vor wenigen Jahrzehnten nicht einmal der fleissig fichernde Ernst Cincera oder der altgediente «Fischenfritz» je zu träumen respektive alpträumen gewagt.

Wir Heutigen aber stehen cool daneben – standby – will mir manchmal scheinen, denn abschalten können und wollen wir schon lange nicht mehr. Uns gefällt's und unterhält's. Und unsere persönlichste «Kern-Energie» wenden wir – samt dem Strom aus noch schöneren, noch grösseren AKW – schon fast ganz und gar für unsere allgegenwärtige

Vorstellen muss man Klaus Merz in der Aargauer Zeitung kaum. Mehr als zwanzig Bücher und ein Vielfaches an publizistischen Arbeiten sind in den vergangenen vierzig Jahren vom in Menziken aufgewachsenen, seit langem in Unterkulm ansässigen Sprachkünstler erschienen – stets gerühmt für kompakte und konzentrierte Formen, für leise und lyrische Töne ebenso wie für luzide und kritische Blicke auf Alltag und Gesellschaft. Die jüngste Publikation war die Sammlung subtiler «Sehstücke», welche die für das Schaffen dieses Autors essenzielle Auseinandersetzung mit visuellen Kunstwerken dokumentiert.

So ist das Aargauer Kuratorium glücklich, die Ausgabe 07/08 von «Literaargau» mit zwei unveröffentlichten Texten des im Kanton stets präsenten 62-jährigen grossen Meisters kleiner Formen abzuschliessen, einem essayistischen und einem poetischen – die Vielseitigkeit und enorme Spannweite von Merz' dichterischem Schaffen lässt sich kaum besser illustrieren.

Neben dem – jahreszeitgerechten – so launig-sinnlichen wie doppelbödigen Gedicht «Himmelfahrt», das Vorfreude auf den nächsten Gedichtband von Merz weckt, steht die nachdenkliche Reflexion über Huxley und Orwell – ein Querschläger im reibungslosen Medienbusiness dieser Tage, welcher den Anspruch an die heutigen Geschichtenerzähler überlegt und sprachlich brillant einklagt. Höchst passender Schlusspunkt zu unserer Reihe, welche – am Beispiel jüngst im Aargau entstandener Texte – auszuloten unternahm, was Literatur vermag, was sie vermöchte. Fortsetzung folgt! (HUP)

te Vernetzung auf. Wir arbeiten und mailen zwar ernsthaft im Netz, gigelen und googelen aber vor allem rund um die Uhr und zu unserem «reinen» Vergnügen unermüdlich weiter, sodass es zumindest fürs Portemonnaie von Gix und Gates die reine Freude ist.

Auch unsere Schulen halten wild entschlossen auf die beliebten Such(t)maschinen zu und lehren ihren willigen Sprösslingen ein perfektes Handling. Nur vergessen sie zuweilen beinahe, dass vor dem Delektieren eigentlich das Selektieren zu instruieren wäre. Bildung vor Ausbildung. Imagination vor Fertigkeiten. Ja, dass in den Köpfen der Auszubildenden stets auch eigene Gedanken-Gänge angelegt werden müssen, um nicht zappelnd im Netz hängen zu bleiben. Und dass die Entwicklung der Auswahl- und Unterscheidungskompetenzen zuallererst und unbedingt sichergestellt sein sollten, damit Qualität nicht mit Quantität verwechselt wird. Stil mit Pappenstiel. Und Diskurs mit Diskushernie, vom vielen Sitzen vor dem Schirm.

Der Schreiber lässt sich hinreissen, er wird langsam alt und meschugge, wird sich der geneigte Leser, die aufmerksame Leserin womöglich jetzt denken. Also «googeln» wir lieber rasch weiter und bleiben, der Teufel hats gesehen, noch ein zweites Mal bei Neil Postman hängen, und zwar bei seinem Buch mit dem Titel «Die zweite Aufklärung. Vom 18. ins 21. Jahrhundert». Und jetzt kommts noch dicker. Zielsicher spüre der

1931 geborene Professor der New York University auch in seinem neusten Essay den grossen kulturellen Veränderungen nach, die durch (ungezügelt) Grosstechnologien herbeigeführt würden. Bis zum so genannten Siècle de Lumières lieferte noch die Theologie und nicht die Technik den Menschen die Einsicht in das ihnen gebotene Tun und Denken, zitiert der Artikel Postmans Buch von 1999, das unumwunden eine zweite Aufklärung fordert:

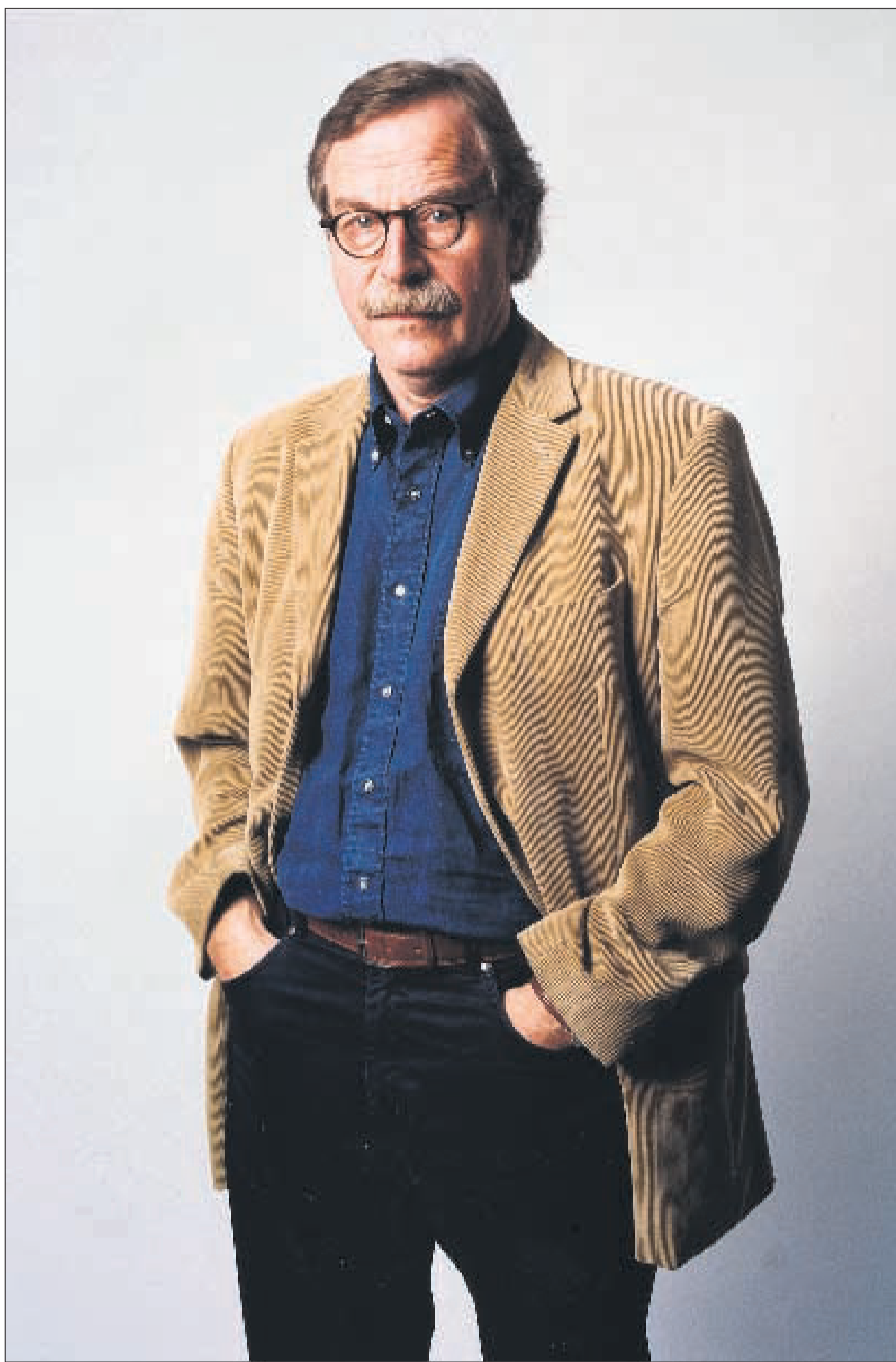
Immanuel Kant und andere unerschrockene und wichtige Denker hätten uns nämlich, so Postman, derart gründlich und nachhaltig aus unserer religiösen Umnachtung und Unmündigkeit befreit, dass wir (hier im Westen) zweihundert Jahre später vor lauter Selbstständigkeit und Ungebundenheit nun allmählich unter einem massiven Mangel an Tradition, Orientierung und Sinnhaftigkeit zu leiden hätten. Dieser elementaren Vereinsamung aber könnten al-

lein die «grossen Erzählungen» entgegenwirken, die sich auf tief menschliche Ideale stützen, einen humanen und humanistischen Verhaltenskodex festlegen und dadurch wiederum Kontinuität erzeugen und Sinn stiften. – Sinnstiftung, die weit über den Gewinn einer allfälligen Lottomillion oder das schnelle Glück an der Börse hinausweist. Und die uns auch, das ist wohl unsere dringlichste Hoffnung, etwas immuner machte gegen die simplen «Wahrheiten» politischer und religiöser Messerwetzler mit ihren Märtyrerparadiesen auf der einen und der Fixierung auf eine «Achse des Bösen» auf der anderen Seite.

Die Alten nannten diese Erzählungen Mythen. Als «gross» aber sollten nur jene Geschichten bezeichnet werden, die vom menschlichen «Wärmestrom» im verzwickten Verlauf unserer Geschichte explizit Zeugnis ablegen und uns dadurch auch weiterhelfen und -tragen. Ohne diese Denkbilder einer menschenwürdigen Existenz aber, davon bin ich, zusammen mit unserem verstorbenen «Briefträger», überzeugt, empfindet jeder Mensch sein Leben eines Tages nur noch als öd und leer. Oder bedrohlich.

Schön wäre es deshalb, wenn die heute zu Ende gehende «Literaargau»-Reihe da und dort wenigstens einen kurzen Widerstreifen dieses eingeforderten Erzählens hätte aufleuchten lassen:

Nachzuprüfen hinter den eigenen Augen. Und «natürlich» im Netz.



BARBARA DAVATZ

Himmelfahrt

Der Weg führt der alten Prozessionsroute entlang, die Kühe grasen, hornlos und still. Da hebt die Braune den Kopf, die Glocken läuten. Wandlung! Ein Türkenpaar tritt aus dem Tann: «Hoi!» grüsst der Mann, seine Frau senkt den Blick. (Um diese Zeit ziehen sie in Beromünster den Heiland in den Dachboden hinauf.) Es raucht hinterm Wald, in Baseballmütze und Schürze hütet der Sonntagskoch seine Würste, niest: «Helf dir Gott!» ruft sein Gast, ein Motorrad zersägt den Vogelgesang. Stau am Gotthard, meldet das Radio. Auf der Wyna zieht eine Flaschenpost bachab Richtung Rhein: «Zu Pfingsten sollen eure Köpfe schiffbar sein!» verspricht uns der Herr.

Aus dem neuen Gedichtband «AUS DEM STAUB» (Arbeitstitel), der 2009 im Haymon-Verlag erscheinen soll.

Literaargau

Unveröffentlichte Texte
von Autorinnen und Autoren
aus dem Aargau

«Literaargau» ist ein Projekt des Aargauer Kuratoriums und der Aargauer Zeitung und des Zofinger Tagblattes. Es stellt der Leserschaft unveröffentlichte Arbeiten von Aargauer Schriftstellerinnen und Schriftstellern vor, ermöglicht ihr quasi einen Blick in die Schreibwerkstatt. In loser Folge erscheinen an dieser Stelle im Foyer-Bund literarische Texte.

Die Texte werden ergänzt mit einem Porträt, dessen fotografischen Teil Barbara Davatz im Auftrag des Aargauer Kuratoriums für «Literaargau» realisiert.

